

# Die Innigkeit

2014

## Kapitel 1

Nun endlich war er soweit und entschloss sich, zu ihr zu gehen. Etwa eine halbe Minute stand er dort hinten im Raum und glotzte sie an. Und sie hatte freilich keine Möglichkeit ihn zu bemerken, waren doch viel zu viele Leute zwischen ihnen. Wer es wusste, der wusste es. Und wer es nicht bemerkte, würde es nie erfahren.

Er erinnerte sich sogar an das Mädchen. Schon vor einigen Wochen, so meinte er, war sie ihm aufgefallen, hatte ein hübsches Gesicht, einen aufregenden Körper. Nun, das sind ja immer die ersten Dinge, die einem jungen Mann am anderen Geschlecht auffallen. Leider, muss man hinzufügen, denn allzu oft steckt die wahre Liebe im Geist.

Schon damals fand er sie interessant, hatte aber keine Gelegenheit, sich ihr vorzustellen. Vielleicht fehlte ihm damals auch jeder Mut. Und doch könnte es die Richtige sein. Nachdem er damals das Haus wieder verlassen hatte, war sie schon wieder vergessen und jeder widmete sich seiner Arbeit, ohne aneinander zu erinnern.

Nun jedoch war sie wieder da und diesmal sogar allein. Saß sie nicht das letzte Mal mit einer Gruppe von Freundinnen am Tisch? Das wäre ohnehin peinlich gewesen, wenn sich derjenige, den man sprechen will, im Schutz seiner Bekannten weiß; während der sich Trauende nackt vor ihr steht. Wenn allerdings beide entblößt voreinander dargeboten, ergibt sich viel eher der Moment, sich aufeinander zu konzentrieren!

Männlich, mit eingezogener Brust und weitem Tritt, einem angestregtem und ernstem Blick schritt er voran, in direkter Linie auf sie zu. Er näherte sich ihr von hinten, als sie noch über dem Teller gebeugt saß und sich gerade einige Nudeln vom Löffel zog. Ohne einen Anflug des Wartens umkreiste er sie, stand plötzlich auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches und lächelte sie verlegen an. Etwas erschrocken sah sie auf den Löffel noch vor den Mund haltend. Sie wäre es, die die ersten Worte erwartet.

»Ist hier noch frei? [murmelnd:] Wahrscheinlich nicht ... – Niemand würde einen Platz neben Ihnen frei lassen! [nun wieder laut] Ich habe Sie schon eine Weile beobachtet und festgestellt, dass ich Sie sehr attraktiv und ... interessant finde. Aus diesem Grund möchte ich Sie fragen, ob wir uns näher kennenlernen wollen. Erlauben Sie, dass ich

Platz nehme?» – Sie blieb zunächst stumm. Wie er erwartet hat. »Zunächst möchte ich mich vorstellen; mein Name ist Thoralf. Wie heißen Sie?«

Die Angesprochene verblieb stumm, glotzte ihn frech und unbeschämt an, wie er sie auch. Die ganze Sache war ihm an sich schon peinlich, schließlich hätte jemand anderes sein Angebot hören können. Umso peinlich wurde es, als sie sich eilig die Jacke über die Schultern warf, das Tablett hub und wortlos davontrug. Er dagegen blieb zurück und fand ihr zu folgen nicht den Mut. Nicht einmal hinterhersehen wollte er. Die Leute um ihn herum sind im Fluss, wie er im Fluss der Sinne war.

Und hatte er das nicht schon häufiger erlebt? Ein Mädchen anzusprechen, ist wohl niemals leicht gewesen. Immerhin offenbart man sein Interesse, verliert dadurch seine Stärke, seine unantastbare Maskulinität, wie ein Macho sagen würde. Aber wie sonst funktioniert das Ganze? Wie sonst soll das Objekt des Interesses davon erfahren, dass man etwas von ihm will?

Bei jedem Vorstellen vor einem Fremden gibt es zwei Möglichkeiten, wie die Angelegenheit enden kann: Entweder man wird akzeptiert und es entwickelt sich ein Gespräch. Oder es endet so, wie gerade eben: Der eine flieht angewidert, der andere bleibt enttäuscht und gedemütigt zurück. Und wahrlich: Er hat sich selbst gedemütigt.

Der Schmerz haftete fest und roch streng. Er erinnerte den armen Teufel noch Stunden später an seine Niederlage. Das musste auch das Mädchen gesehen haben, als sie am Abend eher zufällig zum Abendessen in der Mensa erschien. Irgendwie musste ihr aber entfallen sein, dass es freitags kein Abendessen gibt, und mehr noch: alle anderen Studenten bereits ins Wochenende gereist waren. Fast jedes Wochenende war sie eine der wenigen gewesen, die in diesem abgelegenen Kaff verblieben, während alle anderen es vor Langeweile und Einsamkeit nicht mehr aushalten und zu ihren Familien treibt. Sie dagegen hatte keine Familie. Die Möglichkeit zu Studieren verdankte sie allein glücklichen Umständen.

Nun war sie also in die Mensa gekommen, mit hungrigem Magen und etwas Unbehagen. Eine Weile noch hatte sie über den armen Kerl nachgedacht, der einfach nur jemanden kennenlernen wollte und völlig frustriert zurückgelassen wurde – von ihr. Trotz des offenbarten Mitleids gab sie sich keine Schuld. Bis zu jenem Moment, als sie ihn dort am Tisch sitzen sah, war sie ihm entfallen. Wie ein Leiden, das nach einer gewissen Zeit selbst aufgelöst wird.

Dann stand sie also in der Tür, war regungslos vor Überraschung und dem ins Gewissen gerufenen Mitleid. Wieso nur saß er dort? Er war doch nicht etwa seit heute Mittag

hier?! Und schläft er? Oder weshalb liegt sein Kopf sonst auf dem Tisch?

Tatsächlich war der junge Mann eingeschlafen. Die Mensa war niemals abgeschlossen, nur die Küche. Zu jeder Zeit hatten die Studenten Zutritt zum Speiseraum, um ihn gleichzeitig als Aufenthaltsraum nutzen zu können. Der Mann war aber der Einzige, der hiergeblieben ist. Und scheinbar nichts anderes tun zu wollen, hatte er sich dem Schlaf gewidmet.

Sie überlegte, ob sie herangehen oder sich wieder davonschleichen sollte. Er würde niemals bemerken, dass sie da gewesen sey. Aber etwas hielt sie zurück.

Die Beine drängten, der Geist fürchtete sich. Sich freiwillig mit einem Irren anlegen? Auf sich aufmerksam machen, wenn doch schon der erste Kontakt peinlich genug war? Ist Mitleid wirklich die Antwort? Oder nur eine zusätzliche Gefahr? Ein letztes Mal atmete sie tief und schwer. Die Augen waren ihr müde, der Geist nicht ausgeruht. Und schließlich gab es nur den Weg nach vorne.

Um sie war es so still, dass sie ihren eigenen Wimpernschlag mit einem Klacken zu hören glaubte. Wie ihr etwas Gas die Magenröhre hinaufstieg, klang es für sie so donnernd laut, dass die Scheiben vibrieren. Indes, der junge Mann regte sich nicht.

In ihrem Kopf lief eine immerwährende Melodie der Vertrautheit ab. Erstaunlicherweise wurde sie immer lauter, je näher sie ihm kam. Als sie endlich an seinem Tisch stand, hörte die Melodie auf.

Behend schaute sie nieder, lächelte und summtete etwas vor sich daher. All das vermochte den Trauernden nicht aufzuwecken. »Valerie«, flüsterte sie ihm etwas trocken und verängstigt zu. »Valerie ist mein Name!«.

Nun wartete sie ab. Erst zehn Sekunden, dann setzte sie sich an seinen Tisch. Die Arme lagen vor ihm und stützten seinen Kopf. Das Gesicht zu einer Seite gekehrt und der Atem müßig. Auch Valerie senkte ihren Kopf, um ein genaueres Bild von ihm zu bekommen: Keine Frage, er hatte seine Reize. Ein junges Gesicht, eine gesunde Figur, kräftiges Haar. Und wieder diese äußerlichen Dinge, die einem zuerst auffallen; alles bedeuten und doch gar nichts.

»Valerie«, flüsterte sie ihm abermals zu, noch leiser, noch klarer, und hatte ihren Spaß daran. Und dann plötzlich antwortete er ihr, ohne sich in seiner Position zu regen:

»Val...«, murmelte es aus seinem Mund, und Sekunden später war er wieder eingeschlafen. Valerie lächelte und schluckte vorsichtig. Doch das reichte aus, um ihn ins Le-

ben zurückzurufen. Kaum die Augen geöffnet, erschrak er so furchtbar, dass er die Arme hochriss, nach hinten schlug und sofort und mit einem gehörigen Krachen vom Stuhl fiel.

Nicht minder erschrocken war Valerie über die plötzliche Reaktion. Sie eilte um den Tisch herum und hockte sich hilfsbereit neben ihn. Er hielt sich die Schulter, dann die Stirn; nun war er gänzlich erwacht.

»Dass ich meinen Spaß mit Ihnen getrieben habe, tut mir leid«, entschuldigte sie sich bei ihm.

»Sie heißen ›Valerie‹? Oder habe ich das nur geträumt? – Das ist ein schöner Name, wie ich finde. Er zeugt von ... Erhabenheit und Stolz.«

»Wie mir scheint, wissen Sie ebenso mit Worten umzugehen, wie mit Menschen – eine Tugend, die man belobigen sollte, oder aber fürchten.« – (Der Redner wandelt sich in mich:) Nun endlich zeigte sie ihren wahren Charakter, und den Wert, der dahintersteckte! Wie ich mir eine solche Antwort erhofft hatte! Wie sehr wünschte ich mir doch jemanden zu treffen, der nicht bloß mit einem banalen Grunzen auf meine unerwartet frische und anwalzende Aufdrängung antworten würde! *Sie* war es!

»Es mag das Einzige sein, das ich jemals in meinem Leben zuzugeben gewillt bin ..., jedoch haben Sie recht, Valerie! Ich spiele ab und zu mit Worten ebenso wie mit ausgereiften Ideen und gedanklichen Szenarien. Sie sind für mich Werkzeuge in einer aussichtslosen Welt der Vergeltung, der Habhaftigkeit und des Verlangens nach eben dieser! Und da eine Idee gleich einer gedanklichen Initiative ist, sehe ich mich gerne selbst als Initiator.«

»Initiator?«, fragte Valerie ungläubig. »Wovon denn?« Es wirkte in der Art auf mich, dass sie beleidigt von meiner dominanten Redeweise wäre und jeden Moment aufspringen würde. Ich habe manchmal den Effekt auf meine Mitmenschen, aber nur so sehe ich, wer es wert ist, näher betrachtet zu werden. Viele, vor allem die allgemein beschönigenden Politiker, sagen, dass jeder Mensch seine Würde habe, jeder Mensch die gleichen Rechte verdiene und den gleichen Lebensstandard erhalten solle. Das sehe ich in der Tat nicht so, und es wird auf Missfallen stoßen: Durchaus kann in Menschen differenzieren, die ihrem Leben einen Wert zu geben scheinen und solche, die es durch lähmende Faulheit, verwegene Gedanken und Taten oder der Verschwendung ihrer gegebenen Zeit (und die anderer Leute) nicht tun. Mag sein, dass derartige Individuen in eine jede Gesellschaft gehören, denn das Gute kann ohne das Böse nicht bestehen; ja, es würde sich nicht einmal davon abgrenzen lassen! Die meisten Menschen haben weder

eine Initiative, noch ein Ziel. Sie leben durch die Krumen, die man ihnen zuwirft. Ich aber will wissen, wie man das Brot bäckt!

»Ich initiiere viele Dinge; ich forsche und lehre gleichermaßen; und gleichermaßen für mich selbst wie auch für andere.«

»Sie sind ein Lehrer? Und wofür?«

»Reden wir doch zunächst über Sie! Ich möchte gerne mehr über Sie erfahren.« Der Kopf brummte noch immer und ich rieb daran.

»Das glaube ich gern, so wie Sie mich vorhin angesprochen haben! Sie wirken wie jemand, der so sehr in seinen Gedanken verloren ist, dass er nicht einmal mehr bemerkt, wann er denkt und wann spricht! – Aber keine Sorge! Das macht mir nichts aus; ich weiß gerne, was mein Gegenüber denkt und weiß. Das gibt mir die Sicherheit, die mir für gewöhnlich in Gesprächen fehlt.« Sie wirft ihr Haar zurück und trinkt einen Schluck aus ihrer mitgebrachten Tasse, die vor ihr steht.

»Fürchten Sie mich?«

Zunächst lachte sie über mich, doch wie Furcht wirkte es keinesfalls: »Furcht?«, durchäugelte sie mich, »Furcht??«, wiederholte sie noch einmal. »Nein, Furcht ist es gewiss nicht! Auf irgendeine Weise finde ich es interessant, mich mit Ihnen zu unterhalten. Doch ich warte mal ab.«

»Ich hoffe, ich enttäusche Sie nicht«, gab ich lächelnd bekannt.

»Für jemanden, der die Welt verändern will, wirken Sie arg unentschlossen und zögerlich!« – Fast hatte ich es nicht bemerkt, aber sie hatte tatsächlich die dominantere Dialogrolle eingenommen. Mein Erstaunen war entsprechend groß.

»Das müsste stimmen«, gab ich zu, während ich ihr gegenüber Platz nahm. Für einen Moment, der Valerie wie eine Ewigkeit oder auch nur unbemerkt vorgekommen sein könnte, schloss ich die Augen und schaute ins Innerste meines Wesens. Was würde ich finden, nun da ich bloßgestellt und erforscht werde? Kann ich mich den neuen Anforderungen stellen und auch diesmal alles richtig machen, so wie ich schon zu viel Glück in meinem Leben hatte? Viel bilde ich mir ein, vieles mag Zufall sein – vieles kann ich auch und weiß es. Vielleicht ist es die Mischung, die mich demütig ebenso wie arrogant werden lässt. Und vielleicht ist es gerade das viele Gute, das mir angetan wurde, das mich nun fürchten lässt, ein Ausgleich könnte jederzeit stattfinden und mich ins endlose Verderben stürzen. Wie jeder andere Mensch kann auch ich nicht alles wissen

(aber es ist ein Ziel, das man nie aus den Augen verlieren sollte!), und mit dieser Maxime bewege ich mich seit Jahrzehnten auf dem schmalen Grat der Gefahr: Zu meiner Linken der Abgrund der Vergessenheit, zu meiner Rechten der Abgrund des Wahnsinns. Ein Relikt bössartigen Willens, überliefert über viele Generationen und im Versehen ein Mitleid unserer primitiven Ahnen.

»Thoralf?«, weckte sie mich: »So war doch Ihr Name?«

»Ja, das ist richtig. Verzeihen Sie, ich war in Gedanken. Tiefen Gedanken.«

»Das kenne ich auch. Und woran haben Sie gedacht?« Wieder schlürfte sie aus der Tasse.

»Zum einen blickte ich in mich. Wie soll ich Ihnen das erklären? – Kennen Sie Luftballons?«

»Ja, Thoralf!«, schaute Sie mich verdrießlich und selbstsicher an. Und natürlich behielt Sie Recht: Wie konnte ich nur eine so dumme Frage stellen?!

»Na jedenfalls bin ich wie ein Luftballon. Ich kann nur schwer erforschen, was in mir ist. Und wollte ich es doch wissen, müsste ich mich, den Luftballon, erst zerstören!«

»Ich glaube, diese Unfähigkeit ist nichts, vor dem man sich schämen müsste. Mir fiel niemand ein, der seine eigene Seele ergründen kann. Dazu ist man selbst viel zu subjektiv, viel zu vorahnend die Dinge betreffend, die man zu finden gedenkt.«

Meine Faust vor dem Mund ballend starrte ich sie mit tiefer gehenden Augen an. Möglicherweise suchte ich in mir das, was mir fehlte. Ganz den Gesetzen der Entropie folgend: Stets einen Ausgleich schaffen, um jeden Preis, und wenn dabei in einem Vakuum Teilchen aus dem Nichts entstehen und sich sogleich wieder vernichten (das nennt man Vakuum-Energie). Hauptsache, es besteht keine Gleichartigkeit. In dieser Hinsicht fällt mir eine Kritik ein, die ich damals als Student stets gemacht habe, wenn ich Leute sah, die sich für allwissend halten, gut ausgebildet oder in ihrer Ausbildung beendet (tatsächlich endet die Ausbildung eines Menschen bis zu seinem Todestag nicht!). Es ging bei dieser Kritik um die Frage, wann ein Mensch sagen kann, dass er »intelligent« ist und ab wann er eigenständig wissenschaftlich arbeiten, das heißt Hypothesen aufstellen und beweisen darf. In diese Problematik involviert ist die Frage, welches Wissen als Grundlage gelten muss, bevor man eigenständig arbeiten und forschen kann. Meiner Meinung nach kann das nur die Elementarteilchenphysik und danach eine grundlegende Naturwissenschaft (Chemie, Physik, Astronomie, Geologie, Biologie) sein. Denn wem in seinem grundlegenden Verständnis das Wissen darüber

fehlt, woraus die Welt gemacht ist; aus was die Materie um uns herum besteht und wie sie miteinander wechselwirkt – der kann kaum behaupten, auch nur *irgendetwas* zu wissen!

Wie aus den vorangegangenen Worten abzulesen ist, hat für mich die Wissenschaft an sich den höchsten Stellenwert. Doch was ist die *Wissenschaft* eigentlich?, könnte jemand fragen. In meinem Verständnis kann eine Arbeit entweder mit Menschen zu tun haben, oder aber mit der Realität – der Wissenschaft. Ich denke, dass ein Großteil des menschlichen Potenzials nicht in der Ausführung einer Religion oder handwerklichen Tätigkeit steht, sondern im wissenschaftlichen Arbeiten. Für mich ist die Wissenschaft daher wie die Bearbeitung von Amerikanischen Kreuzworträtseln: Das Lösen von Eindeutigkeiten führt zu einem Verständnis des Ganzen. Darum macht einen erfahrenden Wissenschaftler allein die Erkenntnis der Wichtigkeit der realen Gegenstände seines Lebens aus: Wie kein anderer würde ein solcher über die Aufregung eines bevorstehenden Vorstellungsgesprächs angesichts seiner unbeschreiblichen Winzigkeit lächeln, während er sich damit beschäftigt, woraus das Universum besteht! Es ist nicht als das tiefe Interesse eines Spezialisten zu beschreiben, sondern als die primäre und allumfassende Lebensintention eines jeden Menschen auf der Welt! – Aber wie gesagt ist das nur die Meinung eines fanatischen Wissenschaftlers wie mir.

»Wissen Sie, wovon ich geträumt habe?«, fiel ich plötzlich aus meiner Schwärmerei über die Wissenschaft in die Realität zurück. Ich konnte selbst nicht recht verstehen, wieso meine Stimme mit gerade diesen Worten fragte. Ohnehin ist dies ein Satz, den man nur sehr selten zu jemandem spricht, manchmal nicht einmal gegenüber dem jahrelangen Ehepartner. Viel zu oft wird man für jenes Angebot – der Mitteilung des Geträumten – verhöhnt oder gar ausgelacht! Als naiv und überflüssig wird das erträumte Detail kritisiert; frei von Informations- und Unterhaltungswert. Hinzu kommt ein nicht unerheblicher Anteil an Mut, diese Frage überhaupt zu stellen und auch eine Antwort darauf zu erwarten. Ich selbst hatte diesen Mut, wusste aber immer noch nicht um des Zweckes der Fragen wegen. So folgte ich weiter meinem Instinkt.

Unterdes hatte sich Valerie für eine Antwort entschieden: »Sie sagen doch jetzt nicht: *Von mir?!*«, kicherte sie und verhöhnte mich dabei.

Ich zögerte. – Es war nicht die Verblüfftheit gegenüber einer Antwort, die mir am wahrscheinlichsten war. Vielmehr verriet meine Verschwiegenheit die Enttäuschung darüber, dass ihre ausgewählte Antwort nicht dem Unwahrscheinlichen entstammte. So hatte doch das bisherige Gespräch einen hohen Grad an Intelligenz und Charisma vermuten lassen, der mir im Augenblick ihrer Antwort einfach fehlte.

Und was Valerie anbelangte: Recht schnell bekam sie mit, dass ihr aufgezeigter Hohn in keiner Weise zur (wenn auch nur scherzhaft gedachten) Demütigung fruchtete. Ihr Grinsen zerbröckelte lautlos zur Unbescholtenheit und Mäßigung. Nun war sie es, die Scham empfand gegenüber einem aufrichtigen, mutigen jungen Mann, der mit dieser unorthodoxen Offenbarung den Dialog augenscheinlich nur tiefsinniger, philosophischer voranbringen wollte. Und lag nicht genau das auch in ihrem Interesse? War das nicht der Grund, weshalb sie sich ihm überhaupt genähert hatte und ihm sogar ihren Namen zuflüstern wollte?

Warum ist sie nur zurückgekehrt? Was treibt eine solch eigenartige Gestalt wie sie dazu, mir beim Schlafen ihren Namen zuzuflüstern? Mit welchem hintergründigen, mir noch nicht offenbarten Plan geschieht dies?

So lieb mir ihre Gegenwart auch vorkam, so sehr blühte nun ein zunehmend unheimliches Gefühl auf. Als witterte ich instinktiv eine Gefahr, die ich zuvor nicht wahrzunehmen fähig gewesen bin, und meine verblendeten, leicht zu täuschenden Augen noch immer nicht registrierten. Jedoch, im Wechselzug zwischen Achtsamkeit und gefälliger Hingabe für Beachtung und Dialog schwebend, ergab ich mich schließlich der irrealen *Chance*, nicht nur mehr meinem Verstand. Richtiger gesagt gefiel es mir in ihrer Nähe so sehr, dass ich jede Möglichkeit der täuschenden Verführung bewusst ignorierte – und einfach war, was ich war; mich von meiner natürlichen Vorherbestimmung leiten ließ. Zum Glück gehörte zu diesem Schicksal auch ein Talent für verschachtelte, ausgeschmückte Worte, mit denen ich oftmals andere, viel tiefgründigere Ziele verfolgte, als das Geschriebene oder Gesprochene je offenzulegen antasten konnte.

Ich lächelte sie stur an und ließ nicht mehr davon ab: Wie ein Totgeweihter nahm ich meine letzte und von Scham gründlich freigestellte Gelegenheit wahr, dem letzten mir als Gesellen zugetragenen Menschen ins Gesicht zu lächeln. Entweder, um ihm damit selbst ein Lächeln abzugewinnen – sozusagen als letzte »gute Tat« –, oder um zu erfahren, wie fähig ich wirklich sey andere Menschen zu beeinflussen. Und ist das nicht letztlich Ziel jeder sozialen Unternehmung?

Wie ich immer länger lächelte, wurde es ihr auffällig und die anfängliche Entgegnung dieser Geste schlug ins Gegenteil um. Ich neigte meinen Kopf zur Seite und sah ein ganz anderes Wesen vor mir: Hell und zutiefst außergewöhnlich. »Derartiges sah ich nie zuvor«, dachte ich laut und erschrak mit dem letzten Wort über meine ungezügelte Euphorie.

Ihr Schweigen blieb ein Schweigen, doch ihre Mimik sprach für sich: Sie muss sich so



etwas gedacht haben wie: »Wieso glotzt der nur so komisch? Worauf habe ich mich bloß eingelassen? Bloß weg hier, ehe der Kerl noch über mich herfällt!« Aber es scheint, als verstünde ich selbst die mir ganz nah sitzenden Menschen fehlzudeuten, denn sie ging keineswegs. Vielmehr hatte ich den Eindruck, als habe sie gerade genau das Gleiche über mich gedacht und erwartet, ich sey vor Scham innerlich zerfallen und würde mich eiligst oder wenigstens mit Ausrede davonmachen. Stattdessen saßen sich zwei, die großartig im Fehlinterpretieren sind, weiterhin gegenüber und wussten nicht worüber zu reden sey. Aber vielleicht reichte das auch.

»Finden Sie es nicht auch merkwürdig, wenn zwei Personen ganz alleine nebeneinandersitzen und niemand sagt ein Wort?«, wollte Valerie nun plötzlich wissen und machte ein fragendes Gesicht.

»Sind wir denn alleine?«, brachte ich hervor und wusste nur unpräzise auf meine vielen Eindrücke einzugehen.

»Ich denke schon, dass wir alleine sind!«, bestätigte sie und schaute über ihre Schultern: Der Saal war weitgehend abgedunkelt; lediglich eine schmale Reihe aus Leuchtstoffröhren erhellte mit einem Lichtkegel unseren Tisch und die umliegenden Meter. Alle paar Sekunden fiel ein Tropfen Wasser plätschernd in eine Lache am Boden eines Waschbeckens und erschallte uns die bloße Räumlichkeit unserer Gegenwart. An der Essensausgabe leuchtete eine Anzeigentafel mit dem Mittagsangebot des vergangenen Tages; aus der Küche summt das Geräusch irgendeines Ventilators oder Kühlschranks. Hielt man den Atem an, konnte man sich ebenso im Vakuum des Weltraums befinden.

»Sie haben natürlich recht – wir sind alleine«, schüttelte ich mich schließlich und rückte verlegen den Stuhl zurecht: »... Bin noch etwas benebelt vom Schlaf, Valerie!«, hoffte ich auf Verständnis.

»Wohl eher von dem Sturz!«, lachte sie: »Ist auch wirklich alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Aber ja. Als Geologe habe ich schon so manche Stürze mitgemacht. Und alle überlebt. Das ist eben das Risiko!«

»Ein so gefährlicher Beruf wäre nichts für mich!«, konterte sie ablehnend.

»Oh! Bitte missverstehen Sie mich nicht! Ich bin keinesfalls ein lebensmüder Draufgänger! Ich würde mich nie freiwillig der Gefahr aussetzen, aus einem Flugzeug zu springen oder ohne Atemgerät tiefer als drei Meter zu tauchen! Aber zweifelsohne würde ich unverzüglich, freiwillig und ohne Bezahlung auf einen Lava-speienden Berg klet-

tern oder eine des Einsturzes gefährdete Höhle untersuchen!«

»Warum?«

»Weil genau *das* meine Berufung ist! Weil ich etwas tue, das nicht nur meinem eigenen Vergnügen gereicht, sondern alle Menschen in ihrem Wissen weiterbringt! Weil es ›Wissenschaft‹ ist!«, verkündete ich mit unbeirrten Stolz.

»Klingt mir doch eher nach Abenteuerlust und Adrenalin-Entzug! Und geht es bei euch Wissenschaftlern nicht auch immer um Prestige? Die bedeutendsten Entdeckungen, die spektakulärsten Publikationen? Nur um *jemand* zu sein? Um Bekanntheit zu erlangen? Sich einen Namen zu machen? Wie wenig unterscheidet ihr euch doch von Journalisten, die in Anschluss an ihren gedruckten Text arrogant von einem ›vollbrachten Tagewerk‹ sprechen, obwohl sie genau das Essenzielle aus den Augen verloren haben ...«

»Und was ist das?«, bremste ich sie aus.

»... Indem sie einfach das niederschreiben, was geschieht oder geschehen ist. Indem sie dasjenige schriftlich fixieren, das jeder Menschen mit eigenen Augen sehen kann. Und diesen Text anschließend als ihre eigene Erkenntnis, ihre Erfindung, ihren ›Wissensgewinn‹ aushalten.«

Wir schwiegen einen Moment. »Sie haben sich gerade viel Luft gemacht, stimmt's? Und ohne meine ausgedehnte Meinung dazu in einer gewiss anregenden aber doch zu keinem Ergebnis führenden Diskussion auszuweiten – liegen Sie falsch über mich und meiner ›Profilierung‹ als Wissenschaftler. Wissen Sie, es kam dereinst ein Student zu mir und brauchte meine Hilfe bei einer Entscheidung. Er hatte gerade erst mit dem Studium begonnen und wusste sich nicht recht zwischen zwei Studiengängen zu entscheiden: Sollte er Astronomie erlernen oder sich der Philosophie hingeben?, das fragte er sich. Ich stellte fest, dass diese beiden Studiengänge sich ja nun wirklich nicht ähnlich seien und wollte wissen, wie er darauf käme, sich zwischen zwei so unterschiedlichen Möglichkeiten zu quälen. Und er antwortete, dass beide Themen sich der Ergründung des Selbstbilds widmen – indem sie einfach bloß ›forschen‹, mit anderen Worten: ›Erkenntnisse zusammentragen‹ und sie vom studierenden und auslernenden Geist neu bewerten lassen. Um sie zu verstehen, um sie *neu* zu verstehen. Und so wurde auch ich nach diesem Dialog verändert und sah meine Arbeit mit anderen Augen: Wo ich zuvor noch der Meinung war, dass die wissenschaftliche Verfahrensweise nichts mit einer begründeten Beweisführung, sondern mit alleinigen Erkennen des Problems auf rationalem Wege zu tun haben sollte, stehe ich dieser Aussage heute modifiziert gegenüber:

Demnach ist nicht das Ziel die endgültige Erkenntnis (der ›wissenschaftlichen Aussage‹ in einer wissenschaftlichen Zeitschrift entsprechend), sondern die unentwegte Beschäftigung mit dem Phänomen seines Interesses, dem Gegenstand seiner Neugierde. Für andere Menschen heißt das ›Hobby‹, für wieder andere ›Fanatismus‹, ›Religion‹ oder auch ›rücksichtslose Hingabe‹. Und doch ist alles das Gleiche und drückt Gleichartiges aus: Es ist die Welt hinter dem Sichtbaren, Valerie, die uns streben und fürchten lässt! Was darauf aufsetzte – das Gesellschaftliche um uns herum, der Menschen Werdegang und Errungenschaften –, all das sehe ich als illusorische Nichtigkeit. Und wenschon im nächsten Moment eine Katastrophe über uns hereinbrechen sollte – ... ein Vulkan ausbricht und seine Tephra mich begräbt ..., oder ein unerwarteter Meteoritenimpakt globalen Schaden anrichtet –, so will ich doch gesagt haben, dass ich jeden Tag zum Wohl der wissenschaftlichen Selbsterkenntnis hinarbeitete!«

Valerie hatte mir aufmerksam zugehört, obwohl ich zwischenzeitlich annahm, sie würde mir jeden Moment ins Wort fallen.

»Wenn das so ist, Thoralf, wird es dir vielleicht missfallen, dass ich eben das studiere, das dir als ›aufgesetzt‹ und ›falschartig‹ vorkommt, nämlich Soziologie und Geschichte.« Das provozierte mich natürlich dramatisch, negierte geradezu meine überhebliche Argumentation einer geheimen und doch realen Welt, versteckt unter dem Geflecht aus Wissenschaft und Philosophie. Doch genau das wollte sie; und ich mochte es. Abgesehen von unserem Geschlecht, hätten wir nicht unterschiedlicher sein können! Würden wir je etwas uns Verbindendes finden können, solange wir nur Worte tauschen?

Auch befürchtete ich, diese Differenz in den Grundfesten unserer lebenskritischen Offensive führte schließlich zu einem erstrittenen Auseinandergehen, so sehr ich gerade diesen Unterschied als Aufhänger für weitere Diskussionen liebgewonnen hatte. Zu meinem Erstaunen geschah jedoch nichts dergleichen: Auch Valerie musste gerade diesen unausweichlichen Unterschied als Auslöser für weitere, den eigenen Geist und die eigene spirituelle Sichtweise erweiternde Gelegenheit erkannt haben und wartete nur auf die Fortführung dieser erfrischenden Bekanntmachung. In dieser Form, so glaube ich zu wissen, sind noch niemals zwei Fremde zu einer Freundschaft gelangt!

»Und was ist es bei dir, das dich am Studieren hält? Was ist dir so Wichtiges an der Erforschung des menschlichen Treibens?«

»... Dass es immer neue Winkel aufdeckt, sobald man sich der Untersuchung offen erweist: So ist das mit Geschichte ebenso wie mit dem heutigen Hin und Her zwischen

den Menschen; und auch innerhalb unserer Gesellschaft. All das verhält sich wie ein riesiger, die Welt umspannender Organismus, den es kennenzulernen und zu verstehen gilt. Darin sind die Menschen wie die einzelnen Zellen: Weitgehend gleichartig gebaut und doch jede einzigartig. Mit ihren Berufen funktionieren sie, die Menschen wie die Zellen, wie Zahnräder eines Getriebes. Manche von ihnen sind stärker und größer als andere und treiben auch mehr der sie Umgebenden an. Dann gibt es Zellen, die sind beschädigt oder krank und können nicht ihr ganzes Potenzial erbringen. Je nach ihrer Stellung im System werden auch sie von anderen versorgt, indem benachbarte Zahnräder das Kranke mitdrehen. Andere sind zur Gänge vom Gesamtbetrieb abgekoppelt, werden ignoriert, sterben«, schwärmte Valerie sogleich ohne Luftzuholen.

»Und diese Zellen, ich meine diese *Menschen*, verbinden sich zu ›Organen?«

»Ganz recht! Da gibt es doch überall Parallelen! Die Staaten auf der Erde zum Beispiel sind wie die Organe eines Lebewesens: Auf ganz unterschiedliche Weise halten sie den Organismus am Leben. Die Organe selbst, oder vielmehr deren Anlage, ist vorherbestimmt durch geschichtliche Superposition, durch Entstehung aus der Herkunft ihrer selbst.«

Ich staunte immer mehr, auf welche Art Valerie die Welt um uns herum sehen konnte. Dagegen erschien mir die (geologische) Wissenschaft wie das (durchaus ironischerweise bildlich zu verstehende) Kratzen an der Oberfläche; während Valerie die Tiefen dieser Welt, dieses »globalen Organismus«, wie sie ihn nannte, ergründete. Sogar Kriege könnte man in dieser Analogie als »Krebsgeschwür« bezeichnen, da er doch niemals ausgerottet werden kann und immerzu die Zellen (oder Menschen) tötet.

»So habe ich das noch nie gesehen«, entgegnete ich auf ihre Darstellung. Das sprach ich sehr wohl ehrlich und nicht nur aus falscher Höflichkeit. All der interessanten Erkenntnisse zum Trotz wechselte unser Dialog nun wieder ins Schweigen – ganz so, wie es beim ersten Gespräch zwischen zwei Fremden als normal zu bezeichnen ist.

Ich gähnte, und entschuldigte mich sogleich dafür: »Es ist die Tageszeit. Ich habe die letzten Wochen keinen freien Tag mehr gehabt; die Flut an Studenten erfordert ununterbrochene Betreuung, die kaum ein Dozent zu bewältigen weiß!«

»In dem Fall ist der Anflug von Müdigkeit verzeihlich«, lächelte sie und entschuldigte mich im selben Moment: »Ich hatte nicht erwartet, dass Sie bereits Studenten unterrichten.«

»Hätte ich auch nicht geglaubt. Aber so stets's in meinem Anstellungsvertrag! Obwohl

es mich viel Zeit kostet, befinde ich die Lehre auch als notwendig, oder allgemeiner gesprochen: als *unumgänglich*.«

»Inwiefern?«, fragte sie mit erstaunten Augen, sodass das von der Decke strahlende Kunstlicht aus ihren Pupillen einen grünen Farbton zurückwarf.

Ein wenig peinlich war mir diese spezielle Frage, obschon sie offenzulegen zwang, das nicht verborgen werden brauchte: »Ich erhalte durch die Lehr-Tätigkeit, namentlich die ›Einführung in die petrologische Wissenschaft«, jeden Dienstag Abend im kleinen Hörsaal, neben der eigentlich Wissensvermittlung die Gelegenheit, den jungen Menschen auch etwas Philosophisches mitzugeben<sup>1</sup>, so etwas wie ›Charakterstärke‹ und den Willen zum gerechtfertigten Widerstand. Letzteres natürlich nur subtil und in Form von Aphorismen«, wies ich aus.

»Das verstehe ich. – Sogar sehr gut.«

»Und wie ist *das* jetzt wieder gemeint?«

»Weil ich ...«, zögerte sie: »... Weil ich mir wünsche, was *Sie* sind!«

Diesmal verreckte ihre Stimme nicht.

## Kapitel 2

Ich lag im Bett und konnte nicht schlafen. Es war gegen vier Uhr Nachts und noch immer starrte ich mit weit aufgerissenen Augen an die Zimmerdecke, wälzte mich im Bett umher, schob die Decke von mir, zog sie mir wieder über die Brust, horchte in die Stille.

Mir ging diese Begegnung nicht mehr aus dem Kopf: Immer wieder spielte sich das erlebte Szenario aus meinem Gedächtnis ab, als wäre mein Kopf ein Tonband, das irgendein Unermüdlicher zum Tausendsten Male wiedergibt. Bis hin zum letzten Satz zwischen mir und Valerie. Er stammte aus meinem Mund.

Nur Sekunden nach ihrer Darlegung, dass ich derjenige sey, den sie sich »wünsche«, erhob ich mich, lief rückwärts von ihr fort und entkoppelte den Blickkontakt erst in jenem Moment, wie ich mich endgültig von ihr fort drehte. Noch dümmer als meine Handlung war das von mir Begründete: »Ich habe eine Million Bücher zu lesen – und keine Zeit dafür!« Diese Worte hallten durch den leeren Mensa-Saal und noch die Treppe hinunter; es muss schrecklich für sie gewesen sein ...

<sup>1</sup> Eine Pflicht, die eigentlich jedem Lehrer zu eigen sein sollte.

Sie rief mir nichts nach, lief mir nicht hinterher. Nur sitzen blieb sie, still und unbeweglich, bis ihre grünen Augen aus meiner willigen Wahrnehmung ausgelöscht wurden. Warum ich so plötzlich »floh«? – Kann ich nicht sagen. Sicher ist nur, dass ich diese Tragödie nun nicht mehr verändern kann. Was mir blieb war der viel zu kurze Einblick in ihr Leben, ihre Denkweise. (Wäre ich nur nicht so unbesonnen fortgelaufen!) Und eben dieser letzte Satz, ich entspräche ihrem »Wunsch«.

Wie schwer auch immer ich sie verletzt habe, fühlte sie nur Sekunden zuvor offenbar Liebe für mich. Oder interpretiere ich da zu viel Sinn in wenige, uneindeutige Worte? Über eine derartige Aussage einer schönen Frau nachzugrübeln, kann einen jungen Mann verrückt machen.

### Kapitel 3

»In der heutigen Stunde wollen wir uns einmal eindringlicher mit den devonischen Schelfablagerungen am heutigen Mhirato-Fjord beschäftigen. Ich schlage vor, wir beginnen mit dessen geografischer Lage durch die Erdgeschichte hinweg, dann wird schon mal ein großer Teil der Fazies erklärbar sein.«

Ich legte die Hefte aus meiner Tasche beiseite und projizierte eine Karte über die Tafel, auf der die Paläogeografie der Region vor rund 400 Millionen Jahren ablesbar war: »Ich denke, wir beginnen am besten *hier* ...«

Ein Student meldete sich plötzlich; sein gehobener Arm stach mir aus der Menge ins Auge.

»Ja? Was gibt es denn?«, unterbrach ich meinen Unterricht.

»Ja also – ich bin nur etwas verwundert über das heutige *Thema*. Die andere Gruppe bei Herrn Schilling nahm Plattentektonik in Nordafrika durch; hier auf Seite 49 bis 52 im Buch! Ich nahm an, Sie seien mit Herrn Schilling abgestimmt und wir würden das Gleiche wie die anderen lernen. Und ist das nicht auch Klausur-Inhalt?« Mit erstauntem Blick lehnte er sich wieder zurück und wirkte etwas beschämt als erster und einziger mich vor der ganzen Gruppe infragezustellen.

Nach kurzem Innehalten – so wie die Pause zum Nachdenken die wichtigste körperliche Äußerung eines Wissenschaftlers ist – setzte ich die Brille ab und wischte mit dem Finger im Auge.

»Das wenigste, das Sie idealisiert aus einem Buch lesen werden, wird sich in der Natur wiederfinden. Und die Natur ist Ihr Arbeitsfeld, Ihre Spielwiese, wenn Sie Naturwis-

senschaften studieren wollen. Es ist weder ein *Buch* noch eine *Klausur*. Die reale Natur ist das Wesentliche! Um Ihrer Frage näherzukommen: Was Schilling treibt, ist nicht in meinem Interesse. Die Plattentektonik Nordafrikas zu verstehen, mag seine Berechtigung haben; jedoch, was Sie im Buch auf Seite 49 bis 52 lesen können, dazu bedarf es keines Dozenten! Vielmehr sollten Sie sich unübliche Methoden des Studiums angewöhnen, um die Gewöhnlichen sehr viel einfacher zu begreifen! Wir behandeln heute einen ganz bestimmten Zeitabschnitt eines ganz bestimmten Aufschlusses, weil es das sein wird, das Sie später auch im Gelände antreffen werden. Und letztlich bedeutet die Wissenschaft vom Vergangenen (die Geologie, Paläontologie; selbst die Astronomie) nicht, den wahren Geschehnisablauf herauszufinden, sondern abzuwägen, welche Möglichkeiten es zur Klärung eines bestimmten Phänomens gibt. Und sobald wir geklärt haben, durch welche Umstände das Devon dieser Lokalität zur Ablagerung gekommen ist, ja, wie die darin aufgefundenen Fossilien ins fazielle Gesamtbild passen und wie sich der umgebende Ablagerungsraum über die Jahrtausende gewandelt hat; sodann werden Sie vermutlich mehr gelernt haben als die andere Gruppe ... und Ihr gesamtes Buch. Ich denke, das liegt in Ihrem Interesse; und den Inhalt der Klausur vergessen wir einmal für den Moment, in Ordnung?«

Der Fragende und der Rest der Studenten nickte. Ich schloss mit einem warmherzigen Lächeln, obwohl ich Gefahr lief, meine autoritäre Achtung zu verlieren. Auch ich wollte als Schüler und Student nur diejenigen respektieren, von denen ich lernen konnte. Da sich dies allerdings nur feststellen ließ, wenn ich einen längeren Kontakt mit diesen Personen billigte, erklärt es sich, dass ich mich *keiner* Obrigkeit oder Person sofort respektvoll gegenüber verhalten konnte.

Bereits nach einer halben Stunde hatte ich offenbar so weitreichend Wissen vermittelt, dass sich die hebenden Hände übertrafen; wo eine Frage beantwortet war, senkten sich zwei Hände und vier erhoben sich. Es wirkte, als ein erhabenes Gefühl zu sehen, wie ich meine akademische Pflicht erfüllte und genau das tat, das ich auch erreichen wollte: Genau so viele Informationen weiterzugeben, dass das Streben nach endgültiger Beantwortung einer Frage nie erreicht sey, sondern aus ihrer Beschäftigung weitere Zweige an Unklarheiten erblühen, die zu innovativen, noch längst nicht bedachten Rückschlüssen führen, die den wissenschaftlichen Geist auch weiterhin antreiben werden. Ich war mir sogar sicher, dass die meisten von ihnen – der anfangs schläfrigen, nun unermüdlich erwachten Studententruppe – daheim ein Buch aufschlagen werden, um fehlende Informationen nachzuarbeiten.

Die Wissbegierigsten unter ihnen wünschten zuerst beantwortet zu werden: »Und

wenn die karbonatischen Schelfablagerungen unter fallendem Meeresspiegelstand abgelagert worden sind, sollten wir dann nicht auch einen Rückgang der Fossilienhäufigkeit sehen können?»

»Die trockengefallenen Lebensräume werden einfach von Lebewesen besiedelt, die eben nicht fossil erhaltungsfähig sind, du Blödmann!«, rief ein anderer.

»Nenne mich kein zweites Mal so! Ich bin nicht dumm; *du* bist es!«, verteidigte der erste seinen Stolz, sodass ich aufs Dazwischengehen aufgerufen ward:

»Beruhigen Sie sich jetzt wieder! Wir bewerten in diesem Seminar keine Intelligenzen (sofern das objektiv überhaupt möglich ist), sondern deuten die geologischen Befunde hinsichtlich ihrer Interpretierbarkeit. Ich sage das so deutlich, weil jeder von Ihnen nur zum Teil recht hat; jedoch niemals zur Gänze recht haben *kann*! Und es lohnt daher auch nicht über etwas zu streiten, das sich niemals endgültig verstehen lässt! (Immerhin zeigen mir Naturwissenschaften Studierende, dass es Menschen mit dem Glauben gibt, es gäbe Wichtiges, als die Welt in Machtbezirke aufzuteilen.)«

»Aber sind dann nicht alle Aussagen, die wir treffen, von vornherein *falsch*?«

»Wissenschaftliche Falschaussagen heute zu treffen ist ermutigend für Jene, die sie später im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts revidieren und erneuern werden! Was uns zu tun verbleibt, ist, die Fakten zu beobachten und hinreichend exakt und unmissverständlich zu dokumentieren.« Dabei ging ich mit strengem Blick durch die Reihen: »Mit der Zeit werden es immer mehr Belege, als würde man Teile eines Puzzles sammeln; und irgendwann ergibt sich ein Motiv, das man sich zu deuten traut, sich aber mit dem nächsten hinzugefügten Puzzleteil ebenso als fehlerhaft herausstellen kann. Der Witz in der Wissenschaft lautet, dass der Wissenschaftler niemals wissen wird, wann das gesamte Puzzle fertig sein wird! Ich selbst ziehe für die Darlegung und Begründung meiner Hypothesen – wie diejenigen aus meiner Dissertation – viele Möglichkeiten in Betracht. Aber wenn ich einmal eine Lösung gefunden habe, die alle beobachteten Phänomene plausibel erklären kann, weiß ich zur selbigen Zeit, dass alle anderen erwähnten Wege – wenschon zumindest teilweise plausibel – falsch sein mussten!«

Ich beugte mich zum ersten der streitenden Studenten: »Und diese Enttäuschung ist manchmal größer als die über mein Unwissen, wenn ich nicht zu forschen gewagt hätte. Es bleibt zu schließen, dass Sie zum Teil Richtiges gesagt haben: Es wären in der Tat weniger Fossilien zu erwarten, wenn sich das Meer zurückzieht! Aber auch *Sie* liegen richtig, denn die neuen Habitate könnten von Lebewesen besiedelt worden sein, die



fossil nicht erhaltungsfähig und sogar zahlreicher und diverser aufgetreten sind als die der vorhergehenden Biozönose. Man mache sich nur ein Bild davon, wie wenige Skelette von den allerersten Menschen erhalten geblieben sind! Und wie wir aus ihnen Dinge deuten, die so vage erscheinen wie die Deutung des zukünftigen Lebenswegs aus Hühner-Knochen durch ein Orakel! Und blieben von der gesamten heutigen Menschheit nach Millionen Jahren nur dreißig Skelette erhalten – ließe sich daraus die kulturelle Mannigfaltigkeit unserer heutigen Gesellschaften in allen Erdteilen sinnvoll wiederherstellen? Ich glaube nicht. Der Wissenschaftler wird stets zu einer Falschaussage verdammt sein. Das ist sein Fluch, aber auch sein Segen. Denn wäre alles fraglos und grundsätzlich geklärt, gäbe es nichts mehr zu erforschen!«

Jemand schaute auf die Uhr, sodass ich das auch tat: »Wir sollten für heute enden. Noch ein Wort zur Exkursion übernächste Woche ...«

»Zum K2 auf'n K2?«, warf jemand ein; die Klasse lachte.

»Nein, diesmal noch nicht. Wir wollen versuchen, nicht zu lange unterwegs zu sein. Aber keine Angst: Die Dunkelheit ist das Limit jeder Exkursion!«, scherzte ich zurück.

»Abfahrtszeit ist 7 Uhr am Mittwoch, den 4., vom Parkplatz vor dem Institut. Ich werde zehn Minuten auf die sich Verspätenden warten, dann fahr' ich ohne Sie los. Denken Sie aber daran: *Sie* brauchen den Schein, nicht ich! Diesmal auch feste Schuhe für alle – Marie?! Diesmal keine Ausreden!«, rief ich der weiter hinten im Raum sitzenden Studentin zu, obwohl ich nicht sicher war, ob sie sich überhaupt hier befand. Nur Sekunden suchten sie meine Augen, dann ließ ich ab.

»Werden wir etwa wieder klettern müssen?«, jammerte jemand frustriert aus der anonymen Menge.

Ich hielt kurz inne und machte ein nachdenkliches Gesicht: »Na ja, der Weg eines Geologie-Studenten führt nun mal über ein Gebirge! (Und es gibt viele Berge zu überwinden!) Manche sagen, die geistigen Berge sind schwieriger zu erklimmen als die realen. Sie studieren nun mal die Geologie; da ist ein bisschen Kletterei am Hang gar nichts! Sehen Sie Exkursionen besser nicht als erduldsames Mühsal. Oder Sie sollten über einen Wechsel Ihrer Fachrichtung nachdenken! Und obwohl die Geologie nur eine von vielen naturwissenschaftlichen Disziplinen ist, hat sie doch einige erhebliche Vorteile gegenüber zum Beispiel der Chemie oder reinen Physik, ist fast so unabhängig wie die Botanik!«

»Wieso denn ›Botanik?‹ Verstehe ich nicht«, schmunzelte eine der Studentinnen beim

Lauschen meines Geschwätzes.

»Ganz einfach: Ihre Untersuchungsobjekte laufen Ihnen nicht weg und Sie können sie so lange anschauen wie Sie wollen: Denken Sie nur einmal an Zoologen, die sich erst zum Sammeln aufmachen oder vielleicht tagelang im Busch liegen, um *das* Foto einer Raupe oder eines Vogels aufzunehmen! Außerdem ist es auch immer eine moralische Frage, ein empfindungsfähiges Geschöpf in seinem Leben zu stören, es gegebenenfalls zu töten und aufzuschlitzen, nur um etwas zum Untersuchen zu haben! Aber die Felsen, ob herumliegend oder fest anstehend: Lassen Sie sich nur Zeit mit Ihnen! Sie selbst warten schon Millionen Jahre! Zerschlagen Sie sie, zerreiben Sie sie, kratzen Sie sie, schmecken Sie sie. – Was Sie wollen. Sie brauchen dazu weder Labor noch Chemikalien; Sie brauchen auch keine aufwendigen Apparaturen wie die Physiker. Sicher: alles überlappt sich, Sie können auch mit Substanzen und Messelektronik ins Feld ziehen.«

»Mein GPS nehm' ich sowieso mit!«, rief einer dazwischen.

»... Aber letztlich, liebe Studenten, werden Stift und Papier, eine Lupe, ein Hammer, Ihre Hände und ein, wahlweise auch zwei Gehirne ausreichen, um den Großteil der planetar-geologischen Erscheinungen verstehen zu können.«

»Gutes Schlusswort!«, wurde aus dem Dunklen aufs neue dazwischengeredet.

»Na schön, Sie haben recht. Dann bis nächste Woche zur Exkursion! Und denken Sie daran: »Jede Exkursion ist *Aufschluss*-reich.« – kleiner Scherz.«

Mir war bekannt, dass ich unter den Studenten einen Ruf als Vielredner bekommen hatte, manche nannten mich sogar »den Prediger«! (Obwohl der Ausdruck nun wirklich unpässlich ist!) Aber im Gegensatz zu anderen »Vielrednern« kam bei mir die Übermittlung des Fachwissens nie zu kurz. Fast bin ich stolz darauf sagen zu können, dass mir oftmals die Synthese aus lehrreicher Philosophie und Fachunterricht gelungen ist. Und ich meine, dass ich anhand dieses Modells der lehrenden Vermittlung eine ganze Menge stillen, unsichtbaren Respekt eingefahren habe. Wie ein Student, der sich über einen Professor, den krausen Zottelkopf, lustig macht, aber insgeheim sein Wissen und seine Erfahrung mit Respekt wertschätzt.

So ist mir auch gleichgültig, ob man mich »den Prediger« nennt oder man mir selbstverliebtes Reden nachsagt; letztlich halte ich es wie mit Erzählungen und anderer Prosa: Wie zerrissen, uninteressant oder unglaubwürdig eine Geschichte auch sein mag – solange man sich darüber zu echauffieren bereit ist, solange besinnt man sich darüber,

und sey es am Ende nur zum arroganten Vergleich mit seinen eigenen Fähigkeiten. So wie man darüber nachdenkt, hat das Gelesene (oder Gelernte) seinen Zweck erfüllt; es erregt den Geist, beschäftigt die Neugierde, sättigt das Verlangen nach Selbsterkenntnis.

Gerade räumten auch die letzten verbliebenen Studenten ihre Unterlagen in die Taschen zurück. Ich selbst widmete mich ebenfalls dieser Aufgabe. Doch irgendwo schien es Streit zu geben; ich hörte lauter werdende Stimmen, Geschubse, eine Tasche fiel von der Bank. Dann glaubte ich die Worte zu vernehmen: »Gehst du jetzt endlich aus dem Weg, oder was?« Das war unzweifelhaft die Stimme einer ganz bestimmten Person, und ich stellte mich mit rollenden Augen auf Ärger ein.

Das Ganze geschah ganz oben links im Hörsaal, dort wo immer das Licht kaputt ist und ein alles verbergender Halbschatten geworfen wird, insbesondere wenn bei Nutzung des Projektors das Licht im Saal ausgeschaltet wird. Hier sitzen zumeist die Drückeberger und Dummköpfe, die sich freiwillig vom Unterricht so weit als möglich fernhalten und im Schutz der Dunkelheit auf dem Handy herumspielen. Es ist oft diese Sorte ungehobelter Mensch, der nicht früh genug abwarten konnte, aus dem alles sehenden und nicht zu entziehenden Schweif einer Schullehrerin zu entkommen, und trotzdem nun hier sitzen muss – aus irgendeinem Reue-Gefühl heraus, den Anschluss zu Gleichaltrigen hinsichtlich gesellschaftlicher Stellung zu verlieren; die Vorlesung störend, eigentlich woanders sein wollend, aber doch irgendwie nicht. Dieselben Personen begleiten selten Exkursionen und auch hier erwartete ich nicht, dass Richard sich uns nächste Woche anschließen würde.

Richard war bekannt dafür, sich mit den Professoren und Doktoranden in der Öffentlichkeit über belanglose Themen zu streiten. Solange es begründete, konstruktive oder hinterfragende Kritik ist, hat – so meine ich und halte es auch so – kein Lehrer der Welt etwas dagegen, sich mit seinem Schüler auseinanderzusetzen. Denn es zeigt, dass man sich mit einem Thema *beschäftigt*; es nicht nur erlernt, speichert und wiedergibt; sondern es entschlüsselt, anzweifelt, es günstigenfalls widerlegt, auch wenn am Ende herauskommt, dass der Lehrende falsch lag. Aber wie ich so oft schon »predigte«, kommt es nicht auf die angenommene »endgültige Wahrheit« eines Prozesses oder Sachverhalts an, sondern die Bearbeitung desselben, seinen Beweis zur Richtigkeit, oder das Argument, es müsse fehlerhaft sein.

»Richard!«, kam ich dazugelaufen, und er starrte mich an: »Nennen Sie mich *Richie*, so wie alle hier, dann nenne ich Sie *Ralfi*!« Darauf lachte er.

Richard war, obwohl von mittelgroßer Gestalt, eigentlich eher ein unscheinbarer Typ. Aber sowohl sein Temperament als auch seine nicht selten gezeigte schweigsame Verschlagenheit umgaben ihn wie ein Mantel, der sich vorne zuknöpfen ließ. Denn wie auch viele moderne Kleidungsstücke Knöpfe und Reißverschlüsse ohne Funktion besitzen, ersah man bei diesem eindeckenden Mantel nicht sofort, ob er sich schließen lassen würde, und seine Reizbarkeit tatsächlich Teil seines aggressiv vortreibenden Charakters sey; oder es sich wie mit den Knöpfen verhielt: Allein zur Schau ausgestellt, aber keine wirkliche Belastung ertragend.

Ich kannte diese verdammten Visagen noch aus der Schulzeit: Immerzu mit breitem Kreuz herumstolzierend, das Kinn oben, den Blickkontakt vermeidend; alle von Wesentlichkeit geprägten Gesprächsthemen mit einem Grinsen verhöhnend, sein wahres Ich nicht zeigen könnend. Ich würde diese künstliche Distanziertheit sogar soweit als Feigheit werten, dass sie mit dem Halten einer Zigarette oder einer Flasche Bier vergleichbar ist. Denn es ist ungemein schwieriger, gewissermaßen ohne beschäftigenden Gegenstand in der Hand unter seinen Freunden zu stehen, als mit! In diesem Falle nämlich kommt es auf die Kreativität der Gesprächsführung an, damit keine unerträgliche Stille entsteht. Wer dagegen gerade aus einer Bierflasche trinkt oder sich eine Zigarette dreht, erhält sozusagen Immunität vor der Pflicht gesellschaftlicher Diskussion. Man wirkt wie »mit zu erledigender Arbeit belegt«, und der Versuch eines Gesprächs (eigentlich Inhalt jeder Zusammenkunft im Freundeskreis) kommt einer Störung gleich.

Obwohl Richard also einer der Leute war, denen man vorzugsweise nicht mit blöden Sprüchen entgegnete, zürnte ich: »Lass' sie sofort los!«

Meine eifrige Fürsorge war keinesfalls unbegründet. Denn wie ich nur noch Meter von der Gruppe entfernt war, schaute das vor ihm kniende und am Handgelenk von ihm festgehaltene Mädchen auf – mir direkt in die Augen.

Jetzt erst trat das zuvor im Schatten und im Gleichnis der Abwendung gelegene Gesicht in meine Erinnerung ein – und reaktivierte sie. Es war nicht einfach eine unbekannte, allenfalls durch ihren Namen zu identifizierende Studentin; es war Valerie!

Sie erst nicht wahrgenommen zu haben, beschämte mich minder, je schneller ich sie wiedererkannte. Und umso schneller ich dies tat, umso ernster und gewichtiger wurde mir die Situation; umso erdrießlicher wuchs in mir der Eifer zu ihrer Rettung und der Rückhalt zur Hoffnung einer vernünftigen, disziplinierten Lösung der verzwickten Lage.

Valerie sagte gar nichts, schaute mich nur ununterbrochen an. Es ist nichts dabei gewesen zu erkennen, dass ihr bei der vorangegangenen Rauferei die Tasche von der Tischkante gefallen war und sie sie sogleich aufzugeben beabsichtigte. Im Geflecht des Schicksals geriet sie wohl unbemerkt an Richard, der sie nun am Handgelenk festhielt und zu Boden zwang.

Ganz instinktiv blieb ich kurz vor der Gruppe stehen und zeigte meine Handflächen nach vorn. Es erstaunte mich, wie automatisiert ich handelte. Derartiges Verhalten entwickelt man ohnehin nur bei extremen Gelegenheiten; und selbst dann ist das Aufkommen unbekannter Attribute fraglich: Kennt man nicht die Geschichten von Personen, die zum Schutz ihrer Liebsten gewaltige Körperkräfte, »seherische Fähigkeiten« oder gar Wissen unbekannter Herkunft entwickeln?

Würde derartiges in den nächsten Sekunden auch von mir abverlangt werden, obwohl ich im Moment nur meine instinktive Passivität offerierte?

Die Wirkung meines vorausschauenden Nichtstuns zeigte immerhin insofern einen Effekt, als auch die Gruppe um Richard im Handeln gehemmt war. Sie fragten sich wie ich, wie es nun weitergehen sollte. Einige der anderen Studenten kannte ich auch – jedenfalls dem Gesicht nach. Ich schätzte sie allerdings so ein, dass sie mit Richard nur der Gruppenhörigkeit wegen mithangen. Wie aber würde der verrückte, unberechenbare Richard reagieren?

»Gib sie frei, Richard! Aber sofort ...!« – Ich konnte mit meiner schweren, unerschütterlichen Stimme kaum zuende sprechen, da zog er sie am Arm hoch und schubste sie zu mir herüber. Es war, als hätte ich aus einem Bund Dutzender Schlüssel genau jenen ausgewählt, der das Schloss der Truhe fehlerfrei zu öffnen vermochte! Richard kehrte sich um und ging mit den brummigen Worten »Schon gut.« von dannen.

Valerie taumelte rückwärts auf mich zu und wie ich sehe, dass sie zu stolpern und niederzustürzen droht, trete ich mutig einen Schritt auf sie zu und mir gelingt es tatsächlich sie aufzufangen! Mit weit ausgebreiteten Armen und vorgedrückter Brust gehe ich in die Knie und fange den Impuls ihres Körpers auf, federe sie ab und federe sie nach oben, sodass wir beinahe stehend, wenn auch in den Armen liegend, zur Ruhe kommen.

Sie liegt nunmehr mit dem Rücken zu mir, erstarrt durch meinen festen Griff, und ihr Kopf hat sich unter meinem verfangen. Das lose Haar fällt wirr in mein Gesicht, sodass ich die Nase ein wenig an ihrem Hinterkopf bewege, um wieder freies Feld zu erhalten. Mein rechter Arm führt an ihrer Schulter vorbei und der linke Arm umschlingt sie am

Bauch. In diesem Moment erkenne ich etwas Unglaubliches.

Es war so ein seltener Moment des Erstaunens, dass mich die Begebenheit des Stauens sprachlos werden lässt. Man ist gegenüber diesen unerwarteten Momenten als Wissenschaftler normalerweise besser vorbereitet als jeder andere Mensch, da doch der Wissenschaftler traditionell alles Sichtbare und Geschehbare ins Zweifeln zieht, darüber nachdenkt und sich erst zu einem späteren Zeitpunkt der Entscheidung hingibt, den Sachverhalt als reales Ereignis zu glauben oder abzulehnen.

Nun, mir blieb kaum Zeit für eine Beurteilung, denn was ich sah, geschah bestenfalls eine oder zwei Sekunden lang. Aber der Zweifel daran, dass es überhaupt passiert war, verschwand mit der damit einhergehenden Beobachtung, dass Valerie das Gleiche wahrgenommen hatte: Nämlich ein einzigartiges Mal auf der Haut – auf ihrer und meiner, um genau zu sein –, das im Moment des Aneinanderlegens einen gemeinsamen Umriss ergab!

Ja, so war es in der Tat: Wie ich sie auffing und meinen rechten Arm im Affekt um sie gelegt hatte, da blitzte mir dieser ovoide Fleck direkt in die Augen, den ihre Schulter offenbarte. Das Mal auf meinem Oberarm dagegen kannte ich sehr gut; es war eine Verbrennung aus meiner Jugendzeit, die einen etwa münzgroßen Abdruck mit fransigem Rand hinterlassen hatte. Aber lagen beide Hautpartien aufeinander war es, als gehörten beide zum gleichen Tattoo eines einzigen Künstlers. Als wären die Male zusammen entstanden und später getrennt worden! Aber was bedeutete das nun für uns?

Wie ich sagte, geschah das Beobachtete nur innerhalb weniger Sekunden. Sobald ich Valeries Körper abgefedert hatte, trieb es sie wieder auf und unsere Leiber trennten sich wieder voneinander. Sie drehte sich um sich selbst und stand mir nun, mich ansehend, gegenüber. Dann drehte sich ihr Kopf wieder langsam und unfassbaren Blickes in Richtung ihrer Schulter, um sich zu vergewissern, dass sie wirklich glauben konnte, das es zu glauben galt. Wieder sah sie mich an.

»Danke!«, flüsterte sie etwas zögerlich und erwartete eine Antwort. Ich hätte vermutlich schreien sollen: »Hast du das auch gerade gesehen!?!«, aber das tat ich nicht. Stattdessen versuchten wir beide das Gesehene vor dem anderen zu leugnen, wenschon uns in diesem Moment nichts sicherer schien, als dass der andere es auch gesehen hatte.

»Hab' ich gern gemacht«, gestand ich etwas heuchelnd ein, da mich eigentlich nur dieser eine Gedanke bewegte: »Tut mir leid, dass du Ärger wegen dieses Blödmanns hattest. Ich kann nicht sagen, dass er ein Student ist, auf den ich stolz bin.« Mittlerweile

standen wir alleine im Hörsaal; die Tür, gerade von der letzten Person durchquert, fiel in diesem Moment zu.

»Ist schon gut. Erstaunlicherweise hat mich sein unverschämtes Greifen weniger geärgert als die Tatsache, dass er mich auch noch beleidigen musste. Die meisten finden wenig Kontrolle über ihre Gedanken und noch weniger über das was sie auszusprechen treibt. Er sagte zu mir, dass ich eine ...«

»Lass' nur, ich ahne es. Ich glaube, es gibt solche, die sich beschimpfen lassen und solche, die sich wehren. Ebenso könnte man Menschen in Fragen-Beantworter und Fragen-Steller einteilen!« Die Situation lief ganz gut, wir redeten beide so lange belangloses Zeug, bis wir die Sache mit dem zusammenpassenden Mal beinahe vergessen hatten.

»Dann lass' mich dir antworten, Thoralf, dass mir meine Mutter beibrachte: ›Wer sich in seinem Ehrgefühl durch eine Beleidigung verletzt fühlt, der ist noch dümmer, als diese Beleidigung eigentlich aussagen sollte!‹ Ja, das sagte sie mir tatsächlich als ich noch klein war, hauptsächlich als Immunisierung vor den Sticheleien meiner Klassenkameraden.«

»Hm. Ich sah es immer so, dass nur Idioten das Böse brauchen, um sich moralisch gut zu fühlen. Allen anderen fallen da andere Mittel ein.« Damit bat ich sie zum Verlassen des Ortes und wir schritten in Richtung der Tür. Schließlich standen wir auf dem Flur und es war Zeit für eine Verabschiedung.

»Übrigens hübsche Kette, die du da hast«, bemerkte ich beiläufig und hätte mich für die Art meiner Belanglosigkeit selbst ohrfeigen können. Aber es gab mir die Gelegenheit, mit dem Finger auf jene Stelle zu weisen, die mich so beeindruckt hatte. Und ich lugte etwas unverfroren und mit suchenden Augen auf ihre Schultern, um das Mal noch einmal sehen zu können. Allerdings lag diese Stelle der Schulter nicht mehr frei; die vormals verrutschte Bluse hatte ihre normale Position wieder eingenommen und verdeckte das Mal jetzt.

»Danke. Es ist ja eher so, dass heutiger Schmuck früherer Schutzkult ist«, gab sie zu bedenken und spielte mit der Hand an der mit Holzperlen besteckten Metallkette herum.

»Und wovor schützt du dich, wenn der Schmuck nicht Teil menschengewohnter Eitelkeit ist?« Wieder trat sie einen Schritt von mir weg und lächelte dabei.

»Vielleicht vor dem Unerwarteten selbst, das ich eigentlich so sehr liebe ...« – Wieder

macht sie einen Schritt rückwärts. – »... dass ich es immer bei mir haben will. Also dann!« Und damit kehrte sie sich im Lächeln um und verschwand im nächstgelegenen Flur, während mich mein Weg in den anderen Gebäudeflügel führte.

## Kapitel 4

Bei der nächsten Gelegenheit hielt ich an und bewegte mich keinen Deut weiter. Ich legte alles in der Hand Getragene ab und schaute an die Decke. Mein Nachdenken galt nun der Bewegung herauszufinden, was von dem Erlebten wirklich geschehen sey und was nicht. Konnte es einen so lieblichen Menschen wie sie geben? Ich kann ja noch nicht einmal ihrem Körper widerstehen; wie sollte ich es da bei ihrem Charme?

Und was war das mit dem zusammenpassenden Mal? Schicksal zwischen zwei Menschen? Normalerweise glaube ich keine Sekunde an so einen kitschigen Unsinn. Und trotzdem liegen die Beweise vor, ich habe sie selbst gesehen! Nur dass sich meine rein rationale Beobachtung damit vermischt, dass ich unerhört tiefgründig in Valerie verliebt bin! Um es vielleicht mit der freisinnigen Philosophie des Gefionismus auszudrücken: Es gibt keine Totengräber. Wir alle haben die Grabschaufel selbst in der Hand und heben ausschließlich unser eigenes Grab aus. Denn auch nur unser individueller Wille bestimmt unseren Lebensweg! – Aber wie konnte es dann kommen, dass es mir so vorkam, als würde diese Aufgabe nun von Valerie und ihrem seltsamen Mal übernommen?

Ich dachte über diese Frage einige Tage nach. Von Valerie hörte ich während dieser Zeit gar nichts. Ironischerweise beschäftigten mich die Gedanken an das kürzlich Erlebte so sehr, dass ich keine Kapazität entwickelte Erstreben zu unternehmen mich zu informieren, wo Valerie verblieben ist.

Stattdessen schleppte ich mich in Lethargie durch schlaflose Nächte, von denen mir jede einzelne wie ein eigenes Leben erschien; jede von ihnen mit dem Wunder der Kindheit, der Schmach der Jugend, der Überheblichkeit des jungen Alters und der Mäßigung des Greisenalters versehen; jede von ihnen mit allen dazugehörigen Erfahrungen und Erkenntnissen, die so ein Leben mit sich bringt.

All das auf mich einwirken zu lassen, war sehr kräftezehrend. Jeden Morgen erwachte ich mit der betrübten Stimmung eines Menschen, der aus Kummer um den ungewissen Verbleib eines geliebten Menschen sich gänzlich seiner Rationalität entleert. So ein Mensch würde sich im Kopf tot fühlen, im Bauch leer, mit schwachen Armen und Beinen, mit belastetem Atem, mit fehlender Zugänglichkeit zu seinem Können und seinen Lebenszielen. Das sind meist solche Menschen, die nicht weiter wissen; nicht erken-



nen, dass das zukünftige Leben eine Vielzahl anderer Facetten bietet, die man nie in Betracht gezogen hat.

In diesen Momenten besinne ich mich auf die Arbeit, mein Studium, meine Lehre. Aber nicht meine Pflicht gegenüber dem Beruf oder den Studierenden, so gerne ich ihnen auch etwas von meiner Philosophie abgebe. Nein, es gibt keine Alternative als zu bekehren, um der Wissenschaft ein Leben zu ermöglichen. Und so stütze ich mich auf mich selbst, das paradoxerweise weniger möglich als umständlich ist: Ich finde den Weg in mich zurück, zu den Wurzeln meiner Identität, ergründe meine Herkunft und leite daraus meine Zukunft ab. So bin ich wechselseitig, fast launisch und erkenne: Wenn man arbeitet, will man frei haben; wenn man frei hat, treibt einen die Langeweile schließlich zum Wunsch, einer Arbeit nachzukommen – der Mensch weiß einfach nicht, was er will. Allein die Wissenschaft kann in ihrer ungekürzten Faszination dazu drängen, stets zu forschen, ohne den Wunsch verspüren zu lassen, es möge gleich vorbei sein. Dann kann ich entscheiden, ob ich bis zu meinen Prüfungen jeden Abend vor dem Fernseher sitze und eine Schüssel Gummitiere vertilge (und das dann für den Rest meines Lebens mache), oder ob ich in den Abendstunden lieber studiere, für mich bin, arrogant bin, allein bin.

Man darf das nicht damit verwechseln, was ich sonst noch bin: Natürlich kann jeder irgendwelche Bücher lesen oder sich durch interessantes Fernsehen unterhalten lassen, und anschließend für gebildet halten. Oder aber man bildet »Eigenes«, die materialisierte Kreativität, die im Richtspruch mit der Summe der Lebenserfahrung der Menschheit keinesfalls falsch, nur richtig sein kann. Das individuelle Schaffen, nichts anderes, macht die Intelligenz eines Menschen aus.

Und dann wende ich mich abermals ab von diesem Traum des isolierten Wissenschaftlers; *jeden* isolierten Wissenschaftlers ..., und kehre in die Realität zurück. Hinter mir lasse ich den Fundus an Träumen, zusammengetragen in zahllosen Nächten und erkämpft von vertrauten wie auch verheimlichten Feinden. Was mich angeht, waren das stets Bekannte, wenn auch so unbekannt und unvertraut wie das geträumte Ideal.

Nach vielen Jahren ergründete ich dann dieses Ideal und stellte fest, dass es völlige Abgeschlossenheit von allen Menschen sein muss. In Verbindung mit der Tätigkeit als Wissenschaftler fiel mir dazu nur ein einziger Ort ein. Uns so gäbe es für mich vermutlich nichts Gemütlicheres, Wohlzusagenderes, als in einer einsamen Wissenschaftsstation inmitten der antarktischen Einöde zu sitzen, Messgeräte zu überwachen und zu entscheiden, ob ich Zitronen- oder Schwarzen Tee schlürfen soll. Die Vorstellung dieser Abwandlung einer »Heimat« fasziniert mich seit jeher so sehr, dass dies meinen größ-

ten erlebbaren Wunsch repräsentiert. Einsamkeit, Kälte, Wissenschaft und Tee. Und mein Leben hätte einen Sinn.

So gedankenabwegig wie nie zuvor in meinem Leben trabte ich meiner nächsten Vorlesung am Nachmittag entgegen und starrte unabänderlich in jedes an mir vorbeischreitende Gesicht. In der Antarktis musste ich gar nicht sein, alles war sowieso leer in meinem Leben. Als würde ich von Halluzinationen oder Gespenstern umgeben sein, war ich am einsamsten Ort der Welt – in mir.

Kurz hielt ich am Postkasten des Instituts, schloss mit zwei raschen Griffen das Fach auf und holte ein Bündel Briefe heraus, die ich ohne sie anzuschauen zu meinen Lehrunterlagen schob. Dann noch den Flur entlang und zur zweiten Tür auf der linken Seite, wo bereits eine Schar Studenten wartete. Sie grüßten mich, aber ich schloss ihnen nur stumm auf, war mit meinen Überlegungen in einer anderen Dimension: War die Isolation tatsächlich das Ziel meines Lebens? Würde ich nicht – wenn ich irgendwann tatsächlich in dieser Antarktis-Station sitzen würde, umschlossen von Nacht und Eis – auf die gleiche Frage stoßen und meinen Wunsch bereuen?

Noch bevor die Stunde rund wurde, stellte mir ein Student eine Frage zu den Hausaufgaben. Aber ich ignorierte ihn und entpackte schweigsam meine Tasche auf den Tisch. Eine Erinnerung trat hervor: Diesmal sollte es um petrologische Berechnungen an Gleichgewichtssystemen gehen, und da war noch diese Hausaufgabe offen. Ich blätterte eine Akte auf und las nach; der Student war im Recht.

»Dann lassen Sie mal sehen, was Sie haben«, antwortete ich nun endlich dem ungeduldig wartenden Studenten und forderte seine Hausaufgabe ein. Er trat aus der Menge und zu mir an den Tisch. »Ich weiß aber nicht, ob ich das richtig gelöst habe«, gestand er sofort ein und machte sich so von jeder Verantwortung frei. Ausgehend von der Prämisse, dass jeder Mensch Fehler macht, tauschte er sozusagen sein Selbstbewusstsein mit einem Mantel aus entschuldbarer Schusseligkeit.

»Das weiß man nie vorher«, gab ich emotionslos zu bedenken und nahm seine Papiere an: »Aber wer fleißig ist und sich anstrengt, hat die Schmach nicht zu fürchten.« Das verstand er wohl, denn er nickte, und setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Dann wollen wir mal anfangen. Wir setzen heute fort bei der Entscheidung, nach welchen Kriterien zu bestimmen ist, wann sich ein geochemisches System aus zwei oder mehr Phasen im Gleichgewicht befindet. Aber seien sie – dem unverständlichen Titel zum Trotz – versichert, dass man während eines petrologischen Studiums zu lernen hat, mit vielen petrochemischen, logischen Verknüpfungswerkzeugen zu hantieren.

Und selbst ich kenne bis jetzt nur ihre Griffe!« Ich drehte mich zur Tafel und skizzierte das Schema eines Phasendiagramms zwischen flüssigem Wasser und Wassereis:

»Dieses eine Zugeständnis«, hielt ich inne und drehte mich zur Menge, »ist das einzige bedeutungsvolle in ihrer wissenschaftlichen Karriere: Das Zugeständnis, niemals alles wissen zu können oder zu werden, so sehr sie sich auch bemühen.« – Das muss meine Studenten, die eigentlich an meine philosophischen Kommentare gewöhnt sein sollten, mehr verwirrt haben, als mir zunächst klar gewesen ist. Denn keiner von ihnen schwatzte diesmal während des Unterrichts, sogar Richard aus der hintersten Reihe blieb diesmal ruhig. Ich genoss diese Stille, sie erinnerte mich an mein geträumtes Ideal.

Nach fortgeschrittener Zeit war mir so, als wären nur Minuten verstrichen und ob- schon ich mich intensiv bemühte, gelang es mir nicht mich an die Geschehnisse der letzten Stunde zu erinnern. Normalerweise würde ich in so einem Moment zu meinen Studenten sagen: »Es ist nicht von Nutzen, die Vergangenheit einer Sache zu kennen, wenn man nicht dadurch auf die Entstehung oder sonstigen Beziehungssysteme einer anderen Sache schließen kann!« Aber hier ließ sich weder auf Vergangenheit noch Zukunft schließen, es hallte einfach kein Ton in dem mir wahrnehmbaren Raum. Dann senkte sich mein ernster Blick um ein paar Grad und die Augen erfassten das auf dem Tisch Liegende: Meine aufgeklappte Ledertasche, zwei Kugelschreiber, die Armbanduhr, eine Flasche Saft und ... diese Briefe.

Liegt da nicht etwas zwischen den Briefen?, flüsterte ich zu mir, gerade so leise oder laut, dass die Studenten es zu hören und gleichzeitig sich zu irren glaubten. Beim konzentrierten Anstarren bemerkte ich dort etwas Fremdartiges, das nicht zur sonstigen Post gehörte. Etwas, das nur einen Absender haben konnte.

Und so beendete ich den Unterricht und schickte alle fort, sodass ich am Ende wieder alleine war. Aber es waren nicht meine Hände, die ja diesen Brief so gebannt festhielten, als sey es der Griff eines in mir steckenden Dolches.

Ich zog ihn heraus und öffnete damit diesen einen Brief, oder – um es weniger blumig zu formulieren – ich entfaltete das grünliche Papier zweimal. Die blaue Tinte brannte sich in meinen Geist, die Augen wollten das Ende und den Anfang gleichzeitig lesen. Da nun standen folgende Worte:

Ich brauche dich nicht auf das Erlebte vor wenigen Tagen hinzuweisen, es schreibt dir Valerie. Ich habe lange darüber nachdenken müssen, ob dieser Brief das richtige sey dich anzusprechen, da mir nach dem letzten Mal jeder Mut ver-

sackte. Und frage mich nur nicht, woher die Angst kam, bin ich doch selbst der Meinung, dass es nichts zu fürchten gibt!

Thoralf, wir haben beide in dieser Sekunde das Gleiche gesehen und niemand von uns sollte das verleugnen! Es war dieses Muttermal auf deinem Oberarm, das genau an meines passte! Hast du es denn nicht auch gesehen? Vor Schreck habe ich bis zum nächsten Nachmittag nichts essen können, habe keine Minute geschlafen! Was verbindet uns nur?

Ich muss das unbedingt noch einmal sehen, und hoffe, dass du diese Beweggründe verstehst, vielleicht sogar begrüßt. Wenn ja, dann schlage ich vor, wir treffen uns noch einmal in zwei Tagen, und zwar am gleichen Ort und zur gleichen Zeit, wie damals, als wir uns das erste Mal begegneten.

Valerie.

Beinahe zerriss ich den Brief in meinen Händen vor Anspannung. Noch nie war ich gebeten worden, mich mit jemandem zu treffen, in den ich insgeheim verliebt gewesen bin! Sicher, ich bin erwachsen, aber bei so etwas bleibt man immer jugendlich.

Und ich wurde wieder jugendlich; dachte an die vor Jahrzehnten stattgefundenen Abenteuer zurück. Da gab es so einige Mädchen, die ich anbetete – für ein paar Monate oder Jahre – und schließlich aus meinem Gedächtnis verschwanden. Und wer dem Ganzen *normal* folgt, wird sich mit Gewissheit von Liebschaft zu Liebschaft hangeln und dementsprechend immer wieder in ein seelisches Tief fallen. All das versuchte ich zu umgehen, indem ich mich auf eine ganz bestimmte Person konzentrierte, der ich Liebe bis ans Lebensende schwor. Und es funktionierte! Wennschon ich diese Person nie eroberte, bedeutete mir diese verborgene Angebetete, von der ich träumen und wünschen konnte, dass ich aus ihr permanent meine Stärke ziehen konnte. Das ist ein seltsamer Effekt, wenn man jemanden gleichzeitig verehrt und gleichzeitig weiß, dass man die echte Beziehung niemals erreichen wird.

Mit der Zeit schwächte sich freilich auch diese Zuneigung ab, wurde aber nie vergessen. Nun stellte sich Valerie vor, begegnete mir in unvergesslicher Weise, sprach und handelte bislang einzigartig; schließlich diese geheimnisvolle Sache mit den zusammenpassenden Haut-Malen, und nun noch der Brief. All das betörte mich ungemein und ließ mich mein bisheriges Leben vergessen. Außer ihr wurde alles Lebende um mich herum ausgeblendet, als ginge die Sonne unaufhaltsam hinter dem Horizont unter. Man erhält das Privileg, dem Vorgang beizuwohnen, jedoch nicht einzugreifen.

Und noch etwas ist mit dem Sonnenuntergang gemein: Er betrübt nicht, weil man weiß, dass sich das Schauspiel einige Stunden später wieder umkehren wird. Und so betrübte mich auch nicht die verlebte Ausblendung alles anderen um mich herum; es war Teil etwas Schönerem; etwas, das man später seinen Kindern erzählen kann, oder es, im Tagebuch niedergeschrieben, ganz geheim hält. Grundsätzlich gibt es sowieso keine wichtigen Menschen. Nur solche, die man innig liebt oder nicht.

Die Wartezeit konnte gar nicht schnell genug verstreichen. Alle Geschäfte und Kontakte stellten sich ein, mussten sich gedulden. Das Lebensziel wurde gebündelt auf einen einzigen Eintrag im Terminkalender.

Und was würde mich erwarten bei diesem Treffen im Speisesaal der Mensa? Wäre dieses Mal alles, das Valerie interessiert? Und was tun wir, wenn es wirklich aneinanderpasst, und was wenn nicht? Was bedeutet uns diese Erkenntnis? Welcher Wert leitet sich für die folgenden Minuten oder Jahre ab? Wird es wieder eine dieser Entscheidungen zwischen Garn oder Tau sein?

Ich erfasste diese Analogie erstmals vor einigen Jahren, und forderte, dass das Leben wie die Wahl zwischen zwei Griffpunkten betrachtet werden sollte: Auf der einen Seite greift man den scharfen Zwirn, der zwar nicht reißen wird, aber dessen Heraufhängeln mit Sicherheit zu blutigen Händen führen wird; doch man wird sein individuelles Leben bezwingen. Die Alternative ist der Griff zu einem armdicken Tau, das ganz in der Nähe baumelt und der Hingabe zur Sucht, dem Rausch und der Versuchung entspricht. Auch an diesem Tau kann man dem Ende seines Lebens entgegenhängeln, was auch bequemer, also weniger anstrengend und schmerzhaft sein wird. Aber es ist der falsche Weg.

Eines Tages werde ich wieder vor diese Mauer gestellt und muss innerhalb von einer Sekunde zu entscheiden gewillt sein, über die Mauer zu klettern oder einfach herumzugehen. Was wird mich die Vereinfachung lehren? Und was die Bemühung?

Wäre mein Leben doch nicht wie ein offenes Buch! Ich lese daraus eine Liebesgeschichte nach der anderen, und wenn ich das Buch gelesen habe, schlage ich es zu und lebe dennoch weiter. Woher verdiene ich es, nicht Schriftsteller, sondern nur das weitergereichte Lesezeichen zu sein, dem täglich ein kurzer Einblick in eine neue Seite gewährt wird, ohne die gesamte Geschichte erfassen zu können?!

Mit dieser Frage gestraft, traf ich an der Mensa ein. Wieder war der Raum während der Ruhezeit für den freien Aufenthalt umgebaut, und ich trat ein. Kein Mensch zeigte sich, weder auf den Wegen vor dem Gebäude noch im Treppenhaus im Inneren oder

gar im Aufenthaltsbereich selbst. Gespannt öffnete ich die immer nächstgelegene Tür und stieß sie auf. Die Tür schwang jedes Mal vor, dann zurück und hackte mit einem Scheppern in ihr Schloss. Beim letzten Mal befreite sie mir den Blick auf Valerie, die bereits zwischen den Tischen wartete und auf einem schräg aufsaß. Ihr Kopf hing einfach herab, eine Hand am Mal am Hals, die andere in der Hosentasche. Noch hatte sie mich nicht bemerkt und ich blieb stehen.

Wie hübsch sie doch aussah, dachte ich mir. Und dann dieses Gefühl, das sie in mir hervorrief; dieser unendliche Schwall an wohltuender, stärkender Energie! Als würde man sich während einer stürmischen Herbstnacht in eine kühle, frisch gewaschene Bettdecke eindrücken, während die Zweige und Regentropfen gegen die Fensterscheibe schlagen. Selten in meinem Leben fühlte ich mich wohler als in diesen einsamen Nächten. Und nun klingt es fast ironisch, dass mir gerade diese Zweisamkeit so viel bedeutet, mich erstmalig im Leben *wichtet*, d. h. mit einem Wert belegt.

Da stehe ich nun, etwas von einer Zwischenwand bedeckt, und betrachte die wartende Valerie. Wie wenig sie doch den mir bekannten Frauen glich, die oft so wie Äpfel vom Markt sind: Die Schönsten von außen sind meist innen zersetzt. Weil ich mich nun aber bereits mit diesem Apfel ausgetauscht hatte, traf diese Regel auf sie nicht länger zu. Und ich ward froh mich getäuscht zu haben. Lasse sie noch etwas warten!, gab ich mir vor: Damit ich mich noch intensiver auf sie konzentrieren kann. Vielleicht beginnt sie durch meine verliebten Blicke zu brennen und ich muss sie mit meiner Jacke schlagen, um die Flammen abzudrücken. Oder sie löst sich einfach vor meinen Augen in Nichts auf, weil sie einem unerreichbaren Idealbild entspricht. Oder es geschieht das Gegenteil und sie wandelt sich direkt vor mir in mein Ebenbild, da ja auch nur ich allein damit vertraut sein kann, was dem mir persönlich zugeschnittenen Idealbild einer Frau entspricht! Und das war sie ja schließlich für mich! – Es schien Zeit zu sein, nun endlich auf sie zuzugehen, ehe ich mir noch weiteren Blödsinn vorstelle.

Die Schritte schreckten sie auf und ließen sie unweigerlich in meine Richtung blicken. In der ersten Sekunde änderte sich das aufgescheuchte Gesicht zu einem Lächeln, dann zu einer bewussten Totmiene. Es war keine Emotion, sie wollte das so. Irgendwas sollte mir zeigen, wie sie gestimmt sey. Auch mein mit ihr korrespondierendes Lächeln änderte sich schlagartig zu einem ernststen Blick, sobald ich durch die vermittelte Kühle zu frieren begann. Was bedeutete das nur?

Ohne anbietendes Winken, begrüßendes Rufen oder verstellte Schrittweite kam ich ihr näher, und freute mich innerlich für die Erlaubnis, ihr so nah sein zu dürfen. Sie selbst tat nichts dazu, erhob sich lediglich vom Tisch.

Mein Blick hing auf ihren Lippen, da ich etwas Gesprochenes erwartete, das ihren Mund allerdings nie verließ. Und auch sie schaute abwechselnd in meine Augen und auf den Mund, der Abschätzung wegen, wann sie sprechen könne und wann ich etwas zu sagen habe. Aber niemand gab einen Laut von sich.

Grund dafür war nicht, dass stets der falsche Moment zum Sprechen abgepasst wurde, sondern dass es einfach nichts zu sagen gab. Was mich anging, wollte ich eigentlich eine ganze Menge vorbringen, auf die letzten Tage und meine Gedanken hinweisen. Aber die Töne versickerten irgendwo zwischen Zunge und Zähnen, wenschon sie von den Stimmbändern abgeleitet worden sind. Allein die Lippen verweigerten sich ihrer Aufgabe und hielten den Mund fest verschlossen. Als wollten sie mich davor bewahren, etwas Dummes oder Unangemessenes zu sagen. Und sah man genau hin, schien auch Valerie mir gegenüber die Lippen zusammenzupressen.

»Sind wir also wieder hier«, brachte ich dann doch hervor und sie nickte dazu. Als wüsste ich um mein Tun, hob ich ihr die Arme entgegen und machte einen Schritt nach rechts zur Seite. Unverkennbar deutete ich an, mich ihr von hinten nähern zu wollen, um das Erlebte nachzustellen. Dieser eigenartig wirkende Ansatz schien uns beiden ganz natürlich, wir agierten wie vom Instinkt geleitete Tiere, die sich zur Kopulation zusammenfinden. Der zunächst stattfindenden Umgarnung folgte das Aufnehmen des anderen Geruch, des anderen »sozialen Typus«. Schließlich hatte ich einen Platz hinter ihr eingenommen, hob meine Arme über ihre Schultern und legte sie nach vorne über sie drüber. In jenem Moment, da meine Unterarme auf ihrer Haut aufsetzten, ergab sich in meinem Inneren ein explosionsartiger Emotionsschub und das Herz konnte in seinem Schlagen nicht mit meinem Atemzyklus mithalten.

Die grazile, hinreißend schöne Valerie ließ sich mein Vorgehen offenbar gefallen und beobachtete mit einem seitlich gelegten Kopf jede meiner Bewegungen. Allein ihr Wimpernschlag betörte mich bis zum Schwindel und ich befürchtete in Scham zu zerfließen. Auf der anderen Seite trieb mich die Neugierde vorwärts, was zu sehen sey, wenn ich meinen Tanz abgeschlossen hätte und wir die Male übereinander zur Lage gebracht haben würden.

Umringt von der Dunkelheit des Raumes und den im Leben befindlichen Hürden, begriffen wir allmählich, welcher Sinn hinter unserer Aktion stand: Weniger waren die vermeintlich zusammengehörigen Male von Bedeutung als das Einanderfinden zweier einsamer Seelen. Und so erhoben sich die Haare auf den sich berührenden Hautstücken und tasteten einander ab. Wärme wurde ausgetauscht, ebenso wie die Nässe des Schweißes. Und diese Bindung zu ehren, kam noch immer kein einziges Wort aus uns

heraus.

Valerie griff an ihre Schulter und berührte versehentlich meinen Arm mit ihren Fingern. Sie schreckte für den Bruchteil einer Sekunde zurück, dann stieß sie um so weiter vor und umfasste mit der ganzen Hand den auf ihrer Schulter ruhenden Unterarm. Je länger sie ihn streichelte, desto auffälliger wurde, dass sie sich nicht bloß vergriffen hatte, sondern mich bewusst berührte. Ich kämpfte nicht dagegen an.

Was sollte das auch für einen Sinn haben? Schließlich begehrten wir diese Begegnung und wollten sie gegen keine bekannte Erfahrung der Welt eintauschen. Jeder, der einmal verliebt war und die erste Berührung mit seiner Angebeteten vollführt, wird diese Argumentation nachvollziehen können! Es ist wie eine Verbrennung auf der Haut, glühend und kalt zugleich, die erst nach einigen Minuten zu schmerzen anfängt. Zunächst jedoch ist sie schön und interessant. Erstrebenswert, wenschon man um ihre Gefährlichkeit weiß. Das trifft auf die Flamme eines Feuers wie auch auf die erste Berührung mit einer geliebten Person zu.

Valerie wies ihre neugierigen Finger nun an, von meiner Haut abzulassen und stattdessen ihre Bluse eine Handbreit über ihre Schulter hinweg zur Seite zu schieben, sodass ihr Mal zum Vorschein kommen konnte. Und noch immer hafteten ihre zur Stille verordneten Augen auf meinem Unterarm, kurz in meinem Gesicht, dann wieder dem Fokuspunkt unserer Begegnung.

Ich drückte meinen Unterarm näher an sie heran und drehte uns mit meinem freien Arm um ein paar Grad ins nächtliche Licht, das von der vor dem Gebäude stehenden Laterne gespendet wurde. Nun konnte man ganz klar den Kontrast zwischen der ungezeichneten Haut und unseren Malen erkennen: leicht braun und mit fransigem Umrand. Sie glichen einander, als habe man einen Apfel inmitten durchgeschnitten und würde beide Hälften wieder aneinanderhalten.

Augenblicke wurden zur Ewigkeit, Ewigkeiten zu Momenten. Der Fluss der Zeit wirkte in seiner ganzen Intensität, als wir beide auf die Male starrten, die uns zu einem einzigen Lebewesen vereinten – ja sogar wiedererkennen ließen als seien wir auf Jahre getrennte Geschwister, die sich anhand einer gemeinsamen Erinnerung begegnen.

Die Fransen meiner jugendlichen Verbrennung liefen an einer Seite aus und fanden ihre Fortsetzung an dem ebenfalls unregelmäßig geformten Rand des sichelförmigen Males auf ihrer Schulter. Dort folgten meine Augen der Sichel und wie sie auskeilte, begann der gegenüberliegende Rand an meiner Verbrennung. Mit Lächeln erinnerte mich diese Zusammenfügung immer wieder an die auseinandergetriebenen Erdplatten auf



unserem Planeten: Wie sie weit voneinanderliegen und nicht wissen, dass sie eigentlich einmal Eins gewesen sind. Sich des sie divergierenden Prozesses unbewusst, verfügen sie über die gleiche Anlage, den gleichen natürlichen Reichtum, die gleiche Vergangenheit.

»Wo kommt das nur her?«, fragte sie mich flüsternd und schaute dabei mit leuchtenden Augen auf. »Keine Ahnung, ich habe diese Verfärbung, solange ich mich erinnern kann. Einmal fragte ich meinen Vater, ob er wüsste, wie sich das zugetragen hat. Angeblich konnte er sich nicht mehr erinnern und lenkte mich vom Thema ab. Und bei dir?«

Valerie sagte erst nichts und schüttelte nur ganz leicht mit dem Kopf – sie wusste es nicht. »Seit ich denken kann«, brachte sie stückchenweise heraus und verebbte beinahe in ihrer lingualen Kargheit.

»Wie ungewöhnlich kann etwas sein, ehe man es *verrückt* heißt?« Sie wusste es nicht. »Und wenn es nun gar kein Zufall ist?«, dachte ich: Wäre nicht einfacher zu erklären, das gemeinsame Mal sey als das Resultat eines einzigartig stattfindenden Ereignisses anzusehen, als die zufällige Entstehung und noch viel zufälliger Zusammenghörigkeit zu vermuten? Auch in der wissenschaftlich arbeitenden Geologie hat man lange nicht daran geglaubt, dass die Umrisse der Kontinente nur zufällig wie Puzzleteile zusammenpassen! Stattdessen nahmen die Geologen richtigerweise an, dass stattdessen ein gemeinsamer Ursprung die Erklärung darstellt, nach der man so lange gesucht hatte.

Und welcher »gemeinsame Ursprung« könnte für die Male auf unserer Haut herhalten? Ich überlegte nicht sehr lange, dann fiel es mir auf.

Wie derjenige, der zuerst erstaunt über seinen Unterlagen saß und gerade erkannt hat, dass die mehrere Tausend Kilometer auseinanderliegenden Ränder der Kontinente aneinandergelören, bin ich verblüfft über die einfache Erklärung der Male.

Die Male, so stellte ich mir vor, seien tatsächlich Spuren einer gemeinsamen Ursache – sie kamen gleich der von mir bereits genannten »Verbrennung« zwischen zwei sich Liebenden, die erstmals einer gemeinsamen Berührung zuteilgeworden sind. Diese musste stattgefunden haben, als ich Valerie in meinen Armen auffing. In diesem Moment musste die gegenseitige Berührung unsere Haut verbrannt haben. Und das war es letztlich auch, was wir sahen: Zwei Male, die wir als getrennt entstanden einstufen, in Wirklichkeit aber zur selben Zeit geprägt worden sind.

Für den wissenschaftlich-rationalen Geist hatte diese Erkenntnis freilich die unweigerliche Konsequenz, dass die Annahme, die Narbe auf meinem Arm stamme aus meiner Jugendzeit, reine Fiktion sey. Natürlich galt das auch für Valeries Erinnerung. So forderte die gemeinsame soziale Begegnung von der Realität, sich allein als »Unklarheit« auszugeben.

Und was mich betraf, war es eine Erklärung, mit der ich mich als Wissenschaftler trotz der ausstehenden »Unklarheit« sehr wohl zufriedengeben konnte.